

Die Schweiz im Spiegel

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHWEIZ IM SPIEGEL ¹⁾

München, den 15. 9. 23.

Herr Redaktor!

Die Schweiz? Aber ich liebe sie! Wer sollte — und heute zumal — dies rüstig-friedliche Gemeinwesen, diese Heimstatt würdiger Freiheit nicht lieben und ehren? Wie sollte selbst der es nicht tun, dessen Urteil und inneres Verhalten weniger persönlich bestochen, von erwärmendem Freundschaftsbewusstsein weniger gefärbt und bestimmt wäre, als das meine? Es ist wahr: überschlage ich die Bilanz meines Lebenshaushalts, so erscheinen die guten Beziehungen zu Ihrem Lande (aber ich tue wohl gut, hier nur die Ostschweiz, die deutsche, zu meinen: In Genf bin ich, fürchte ich, nicht reçu) unter den wohlig-positiven Posten an erster Stelle. Ich war oft dort, schon vor dem Kriege. Und als nach schlecht und recht geschlossenem Frieden die Einsperrung, unter der deutsche Weltbedürftigkeit so sehr gelitten, sich ein wenig lüftete, war Ihre Heimat das erste Ausland, das ich nach Wahl und Gelegenheit wieder betrat. Drei, viermal seitdem kam ich wieder. Die Reise zu Ihnen ist kein Abenteuer. Bequem ist Lindau erreicht; man schifft übers Schwäbische Meer und setzt den Fuß auf Ihren redlichen Grund. Ich kannte das kosmopolitische Zürich, das, mit seinem See, seinen Bergen, Heimatlichkeit und demokratische Internationalität, weltweiten Horizont mit den Eigenschaften eines heiteren Luftkurortes vereinigt. Werte Freunde leben mir da, Männer der Universität, der Journalistik, des geistig bestrebten Bürgertums, denen meine Gedanken sich nicht anders, als in herzlicher Achtung zuwenden, und deren Teilnahme an meiner Existenz mich beglückt. Ich kannte das ehrbare Basel, meinem Wesen wohl gar verwandter als die europäische Hauptstadt, durch konservative Luft und breites Familienleben, das mir hanseatische Jugendeindrücke täuschend erneuerte, — und auch das amtliche Bern mit seinen herrlichen Patrizierhäusern

¹⁾ Unter diesem Titel werden in der Folge einige Aufsätze europäisch bekannter und gesinnter Schriftsteller verschiedener Gebiete erscheinen, als Zeugnis der Geltung, die wir unter den wichtigen Kulturstaaten haben oder noch erreichen können.

war mir nicht fremd geblieben. Dann aber führte eine Lesetournee mich durch die „Provinz“, ich lernte Ihr Land in seiner Intimität, seiner Stille, seinen pittoresken Verstecktheiten kennen. Ich war überall: in Baden, in Winterthur (drei Sterne seinem Namen! es war reizend dort, ich wohnte bei allerliebenswertesten Menschen), in dem köstlichen Sankt Gallen, dem erinnerungsvollen Solothurn, dessen Dom und Rathaus zu meinen stärksten architektonischen Eindrücken gehören ... Unvergesslich die Fahrt von Luzern, wo ich im Kreise der „Gleichgesinnten“ gewelt und sie sehr wohlgesinnt gefunden hatte, am Wallensee hin, in dessen geschliffenem Spiegel die Häupter der sieben Churfürsten sich aufs reinste abbildeten, und hinauf dann, auf gedrungen Pfaden, in die heilig-phantsmagorisch sich auftuende Welt des verschneiten Hochgebirges, gegen den seltsam extremen Ort, mit dessen Namen, wie Ihrer Zeitschrift nicht völlig unbekannt, mein Träumen und Bilden seit Langem so eng verknüpft ist ... Doch sind das Interna, während Ihr Anrecht auf weniger persönliche, auf öffentlich bedeutendere Begründungen einer erklärten Sympathie ganz unbestreitbar ist.

Ich werde nicht von den Erlebnissen sprechen, die ich schweizerischer Kunst und Dichtung verdanke, nicht von Hodler also, von Gotthelf, Keller und Meyer. Es ist kaum die Stunde dafür, und ich bin nachgiebig gestimmt gegen ein die Zeit durchwaltendes Gefühl, dass nicht Kunst, nicht Kultur in einem irgend geschmäcklerischen oder selbst „innerweltlich asketischen“ Sinn es jetzt sei, um was es gehe, sondern Probleme der Koexistenz, Probleme also der politischen Sittlichkeit und der Menschenordnung. Da denn nun bin ich zu sicher, dass Ihr Volk auf das meine und sein wildes Schicksal mit Achtung, ja, nicht ohne Bewunderung blickt, als dass ich mich scheuen müsste, der Überzeugung Ausdruck zu geben, dass der Blick auf Ihr Gemeinwesen, das sicherlich einen hochmerkwürdigen Glücksfall der Geschichte darstellt, für dieses mein großes leidendes und tief verstörtes Volk heilsam und innerlich förderlich sein kann. Inwiefern? So etwa, dass dieser Blick ihm helfen könnte, sich mit dem ihm auferlegten

Schicksal der Demokratie auszusöhnen, durch das es Schaden an seinem Besten und Eigensten zu nehmen fürchtet. Aber hat es in Ihrem Stamm nicht einen historisch gesonderten Teil deutschen Volkstums vor sich, dem Demokratie in des Wortes weitläufigster Bedeutung durchaus natürliche Lebensluft ist, ohne dass es darum eine einzige Eigenschaft der germanischen Art, *Männlichkeit* zum Beispiel, verleugnete? Demokratie und Männlichkeit. Es fällt dem Deutschen schwer, sich diese Vereinigung vorzustellen. Ich aber erzähle gern, wenn auf diese Dinge die Rede kommt, von dem Schwyzer Bürger (er war übrigens ein Angehöriger der gelehrten Stände), zu dem ich kurz nach dem Kriege sagte:

„Wir boches sind sicherlich große Sünder, und das mit Belgien war selbstverständlich eine atrocity. Das aber können Sie mir glauben: Auf den Gedanken, die Schweiz anzurühren, ist in Deutschland nie eine Menschenseele verfallen.“

Die Antwort? Sie schwang nicht eben von Dankbarkeit über. Sie lautete trocken und bieder:

„Das wäre ja auch gar nicht ganz ungefährlich gewesen.“

Da saß ich, erfrischt und abgefertigt. Zeit meines Lebens, glaube ich, wird der kleine Dialog mich erfrischen und amüsieren, sobald ich an ihn denke, und ich hoffe, nicht ohne jeden Zusammenhang habe ich ihn hier vorgebracht.

Spricht man in Deutschland von Demokratie, so pflegen die Unterredner nichts weiter, als eine Staatsform, die Republik also, darunter zu verstehen und einem mit den Argumenten zu begegnen, die gegen diese Verfassung jederzeit bequem zur Hand sind, und die man selbst bis zum Überdruße am Schnürchen hat. Aber damit ist nicht viel getan, die Widerlegung ist schwach, sie ist nur partei-politisch, während man doch nicht Parteipolitik treibt, wenn man den Fürsprech der „Demokratie“ macht, sondern in bewusster Selbstkorrektur für gewisse geistige Notwendigkeiten sich einsetzt, denen Rechnung zu tragen der Deutsche um seiner inneren Gesundheit willen sich nicht wird sperren können. Und sie sind es, die ich im Sinne habe, wenn ich meine, dass der Blick auf die Schweiz uns Deutschen heute heilsam und förderlich sein kann.

Worin sie bestehen, diese Notwendigkeiten, was also in Wahrheit Demokratie ist und welcher bedeutenden und keineswegs verächtlichen Art die Widerstände sind, die das deutsche Wesen ihr historisch entgegensetzt, das ist aufs lichtvollste ausgesprochen in dem letzten Vortrag, den Ernst Tröltzsch vor seinem zu frühen Ende hielt, und dessen Studium ich aller Welt empfehle. Er war betitelt: „Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik“ und begnügte sich nicht, den Unterschied des deutschen geschichtsphilosophischen Denkens gegenüber dem westeuropäisch-amerikanischen, kurz gesagt also den Gegensatz zwischen der Ideenwelt der deutsch-romantischen Gegenrevolution und der älteren, bürgerlich-konservativ-revolutionären des Naturrechtes, der Humanität und des „Fortschritts“ mit bewunderungswürdiger Präzision aufzuzeigen, sondern er bewies und propagierte zugleich mit überzeugender Wärme und höchster Klugheit das historische Erfordernis einer Wiederannäherung des deutschen Gedankens an den mit bestimmten religiösen und ideologischen Elementen unseres Kulturkreises unlöslich verbundenen westeuropäischen, unter Vorbehalt aller an der Verrottung und dem heuchlerischen Missbrauch der antik-christlichen Humanitätsidee zu übenden Kritik, — bewies, sage ich, und propagierte die vollkommene Möglichkeit, diese zeit- und weltnotwendige Wiederannäherung ohne jede grundsätzliche Verleugnung unserer geistigen Eigenart zu vollziehen... Ich kann den großen Gedankengang der Schrift nicht auf zwei Worte bringen. Was aber hier von einem gelehrten Denker mit stärkender, bestärkender Bestimmtheit ausgesprochen wurde, das war gefühlswise, als dunkle Gewissensregung, seit Jahr und Tag in manchem Deutschen lebendig gewesen — in solchen vielleicht sogar, die im Zauberberge des romantischen Ästhetizismus recht lange und gründlich gewelt — und hatte zu Bekenntnissen geführt, die von jener Zukunftslosigkeit, die sich treu dünkt, als Zeugnisse des Selbstverrats und der Gesinnungslumperei, übel begrüßt worden waren.

Nun denn und nochmals: Vor unseren Augen lebt eine Spielart deutschen Volkstums, die, vom Hauptstamm politisch

frühzeitig getrennt, seine geistigen, sittlichen Schicksale nur bis zu einem gewissen Grade geteilt, die Fühlung mit westeuropäischem Denken niemals verloren und die Entartung des Romantismus, die uns zu Einsamen und outlaws machte, nicht miterlebt hat. Es fragt sich, ob wir die Schweizer darum beneiden sollen. Das ist eine Krankheit, die sie nicht gehabt haben, und ein wenig tragen unsere Empfindungen für ihre bewahrte Tugend vielleicht den Akzent des „Kinder, was wisst denn Ihr!“ Eines aber jedenfalls kann der Anblick des Schweizer Wesens uns lehren: Eine Stufe des deutschen Schicksalsganges, die irrend zu überschreiten war, nicht mit dem Deutschtum selbst — und Selbstzucht nicht mit Selbstaufgabe zu verwechseln.

Zur Ideen- und Idealwelt jener naturrechtlich bestimmten europäischen Humanität, der das Schweizer Deutschtum sich niemals, wie wir, entfremdet hat, gehört der Gedanke der Menschheitsorganisation, — ein Gedanke, geboren ganz aus jener schon stoisch-mittelalterlichen Verbindung von Recht, Moral und Wohlfahrt, die wir als utilitaristische Aufklärung so tief — und mit ursprünglich unzweifelhaft großem revolutionären Recht so tief zu verachten gelernt haben; ein Gedanke, kompromittiert und missbraucht in aller Erfahrung, verhöhnt und vorgeschützt von den Machthabern der Wirklichkeit, — und ein Gedanke dennoch, der einen unverlierbaren Kern regulativer Wahrheit, praktischer Vernunftforderung birgt, und dessen grundsätzlicher, absoluter Verleugnung kein Volk — und sei es aus den anfänglich geistigsten Gründen — sich schuldig machen kann, ohne an seinem Menschentum nicht nur gesellschaftlich, sondern tief innerlich Schaden zu nehmen. Das ist erwiesen. Wir sollen das arge Zuckerbrot, das jeder Erfahrungstag unserem historischen Pessimismus anbietet, nicht gierig schlingen, weil unser romantischer Instinkt heimlich an diesem Pessimismus hängt und ihn nicht lassen will. Wir sollen weit eher unseren Blick auf Erscheinungen richten, die diesem Pessimismus in unwahrscheinlicher Gesundheit und einer so mannhaften Vernunftwürde entgegenstehn, dass es „gar nicht ganz ungefährlich“ für ihn wäre, sie anzutasten. Eine solche Er-

scheinung, heilsam und förderlich anzusehn, ist der Schweizer Staat, — das antipessimistische Wunder Europas in Wahrheit, ein felsig standfestes Wunder in der Tat, da es der nationalistischen Springflut von 1914 standgehalten hat! Dass in unserer Welt dieser freie und heilige Bund verschiedensprachiger, verschiedenstämmiger Volksteile möglich ist, bedeutet allerdings, wenn nicht die Widerlegung des historischen Pessimismus — ich will nicht so weit gehn —, so doch ein ständiges Anerbieten der Vernunfternüchterung an ihn, das er nicht unbedingt wird von sich weisen können, ohne sich als romantisches Laster zu erklären, das nur noch sich selber will. „Nie,“ spricht er (und ist im Grunde nur allzu einverstanden damit), „nie wird es Frieden und gerechten, Vertrag geben zwischen Deutschen und Franzosen. Sie hassen einander, sie werden es ewig tun, ewig wird Krieg zwischen ihnen sein, ewig ihr Kampf hin und wider wogen, und von der Brust, der Gurgel des zuletzt Unterlegenen wird sich der Sieger entkräftet lösen und neben ihm in seinem Blute liegen.“ — Unterdessen aber wohnen irgendwo in Europa Franzosen und Deutsche friedlich unter einem Staatsdache zusammen! Das hat vielleicht nichts zu bedeuten, bewahre Gott, ich hüte mich, Folgerungen daraus zu ziehen, die mir den Vorwurf unironischer Tugendhaftigkeit von seiten des historischen Pessimismus eintragen könnten. Ich meine nur, es könnte von Nutzen, beiden schäumenden Gegnern von Nutzen sein, den flackernden Blick zuweilen auf das Schweizer Faktum zu lenken.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr sehr ergebener

Thomas Mann.